

gedehnt und voller Abscheu. Der Krieg hatte keine Bedeutung für Jacobina. Europa war weit weg. Es war lange her. Sie war damals ein Baby gewesen und konnte sich an nichts erinnern. In ihrem Pass war Bukarest als Geburtsort vermerkt. Mehr musste sie nicht wissen.

»Bald ist es mit mir vorbei«, raunte Lica. »Ich mag nicht mehr.«

»Du hättest es mir sagen müssen«, versuchte Jacobina es erneut.

Lica wandte sich ihr zu. Seine Augen waren wässrig und hatten jegliche Farbe verloren. »Ich konnte nicht«, sagte er. »Ich habe mich zu sehr geschämt, Jackie.«

Jacobina biss sich auf die Lippen. Seine Ehrlichkeit kam überraschend.

»Das letzte Mal habe ich Judith in Paris gesehen«, fuhr er fort. »Sie war dreizehn. Oder vielleicht schon vierzehn ... Lange vor dem Krieg. Es war Frühling.« Er schaute wieder das Bild an.

Jacobina folgte seinem Blick und bemerkte zum ersten Mal, dass es leicht schief hing. Lica machte ein paar ungeschickte Bewegungen mit seinen Armen, versuchte, das Kopfkissen unter seinem Rücken herauszuziehen. Er gab es bald auf, schaute zu ihr herüber. Sie erhob sich, dankbar für die stumme Bitte um Hilfe, dankbar, etwas tun zu können, das kein Reden erforderte. Sie half ihm, sich aufrecht hinzusetzen, zog das Kissen hervor, strich es glatt und steckte es hinter seinen Kopf. Als sie seine knöchigen Schultern berührte, erschrak sie. Es war kaum mehr etwas übrig von diesem Menschen.

»Wir saßen auf dem *Champ de Mars*. Bestaunten den Eiffelturm. Er war so wie auf diesem Bild. Fast rosa im Morgenlicht. Und stolz wie sein Volk.«

Jacobina zog die Augenbrauen hoch.

Die Tür ging auf, und der junge Pfleger, der zuvor das Abendessen gebracht hatte, kam zurück, um das Tablett abzuholen. Das Käsebrod lag weiß und unberührt auf dem Teller.

»Haben Sie vielleicht eine Suppe oder eine heiße Brühe?«, fragte Jacobina. Nicht aus Sorge, dass der Vater nichts gegessen hatte, sondern um etwas zu sagen. Irgendetwas, das nichts mit dem soeben Gehörten zu tun hatte. Etwas Normales, Alltägliches.

Der Pfleger, das Gesicht voller Sommersprossen, sah sie durch kleine, runde Brillengläser an und schüttelte den Kopf. *Jean* stand auf dem Namensschild, das an seinen Kittel geheftet war. »Tut mir leid, Madame. Für Spezialwünsche müssen Sie einen Zettel ausfüllen und morgens bei der Schwester abgeben.«

Jacobina nickte abwesend. Sie schaute zu, wie der Mann das Tablett nahm. Wie groß seine Hände waren.

»Möchten Sie eine Schlaftablette, Monsieur?«

»Er ist gerade aufgewacht«, zischte Jacobina, bevor Lica antworten konnte. »Sie können ihm doch jetzt keine Schlaftablette anbieten!«

»Oh, entschuldigen Sie«, sagte der Mann hastig und trat einen Schritt zurück. Das Geschirr rutschte klappernd auf dem Tablett herum. »Die Pille ist für die Fünfundfünfzig.« Er lächelte müde. »Langer Tag heute.«

Jacobina antwortete nicht.

»Lang ist das Leben«, sagte Lica, »viel zu lang.« Er schaute den Pfleger grimmig an.

»Jetzt gehen Sie schon«, fuhr Jacobina ihn an. Dann fügte sie »Jean« hinzu, in der Hoffnung, er würde schneller reagieren, wenn er seinen Namen hörte.

Eilig verließ der Pfleger den Raum und schloss geräuschvoll die Tür.

»Mach das Licht aus, Jackie«, sagte Lica. »Es blendet.«

Jacobina knipste die Wandlampe aus und setzte sich wieder auf den Sessel. Dann lockerte sie die Schnürsenkel ihrer Stiefel und streckte die Beine von sich. In der Dunkelheit konnte sie das Bett nur schemenhaft erkennen. Sie sah den schwarzen Umriss von Licas Kopf. Er atmete keuchend.

Wo anfangen? Jacobina lauschte den Schritten auf dem Gang. Leise Stimmen. Ein kurzes Lachen.

»Jackie ...«, begann Lica nach einer Weile, »deine Mutter – sie war mein Leben ... Nach ihrem Tod war alles zu Ende.«

Jacobinas Augen füllten sich mit Tränen. Was war mit *ihr*? Hatte sie keinen Platz in seinem Herzen?

»Die Erinnerungen holten mich ein«, fuhr er fort, »an früher ... Judiths Locken ... Rumänien ... Das Lager. Wie die Ratten haben wir gehaust, saßen in unserer eigenen Scheiße ... Hatten Läuse. Typhus. Mussten Dreck fressen. Tag und Nacht sah ich diese Bilder. Es war unerträglich ... Ich konnte einfach nicht darüber reden.«

Jacobina ballte die Hände zu Fäusten. »Du hattest *mich*«, brachte sie schließlich hervor.

Und dann sagte Lica etwas vollkommen Unerwartetes. »Ich hatte Angst vor dir, Jackie. Du warst so eigenständig. Hast nie auf mich gehört. Dich vor nichts gefürchtet. Hast dein Studium aufgegeben und bist nach New York gegangen.« Er machte eine kurze Pause. Jacobina hörte, wie er sich mit der Hand über das Gesicht rieb. »Warst so wie ich früher. Das Herz auf dem rechten Fleck. Ich kam mir so klein und alt vor, wenn du da warst. Was hätte ich dir vom Krieg vorjammern sollen?«

Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Ich habe mich gehasst ... Und es an dir ausgelassen.« Seine Stimme klang gepresst. »Ich konnte nicht anders ... Ich konnte noch nie gut über Gefühle reden ... Schon gar nicht mit dir.« Er wälzte sich stöhnend im Bett herum. Die Sprungfedern der Matratze quietschten, ein Kissen fiel zu Boden. »Deine Mutter organisierte unsere Flucht aus Rumänien ... Sie war so stark.« Jacobina glaubte, ein kleines Lächeln in seiner Stimme zu hören. »Sie machte mein Leben wieder rund.« Er drehte sich hin und her. Jacobina griff im Dunkeln nach dem Kissen und legte es zurück aufs Bett, dorthin, wo sie seinen Arm vermutete.

»Jahrelang konnte ich weitermachen. So tun, als ob alles gut wäre.« Er röchelte schwach. »Aber nichts war gut. Hab uns allen was vorgemacht.«

Jacobina liefen die Tränen über die Wangen. Sie hatte Angst, ihr Vater könnte sie weinen hören, und wischte sich verschämt über das Gesicht.

»Nach ihrem Tod kam alles wieder hoch«, wisperte er. »Es gibt kein Vergessen ... Und kein Entkommen.« Er hustete laut, dabei verschluckte er sich und rang würgend nach Atem. Allmählich wurde er wieder ruhiger.

Jacobina konnte sich nicht mehr zurückhalten. Die aufgestauten Gefühle waren zu stark und brachen aus ihr heraus. Ihr Oberkörper bebte. Sie beugte sich nach vorn, presste die Hand auf ihren Mund und versuchte vergeblich, das Schluchzen zu unterdrücken.

»Verzeih mir, Jackie«, flüsterte Lica in die Dunkelheit. *Verzeih mir.* Die Worte, auf die sie so lange gewartet hatte. Jacobina schluchzte laut auf.

»Komm her, mein Kind.«

Sie richtete sich auf, tastete nach Licas Hand und umklammerte sie. Seine Finger waren steif und kalt. Wie die eines Toten. Eine ganze Weile weinte sie hemmungslos, das Gesicht in der Bettdecke vergraben. All die Jahre. Die verlorene Zeit.

»Du musst Judith finden«, sagte Lica. Seine Stimme klang beschwörend. »Versprich es mir!«

Jacobina hielt inne und versuchte, sich zu beruhigen. Die Tränen wollten nicht aufhören zu fließen. Endlich drangen nur noch vereinzelte Schluchzer aus ihrer Kehle hervor. Sie entzog dem Vater die Hand und zerrte ein Taschentuch aus ihrer Hosentasche, um sich die Nase zu putzen. Um verlaufenes Make-up musste sie sich nicht sorgen, sie war nicht geschminkt.

»Ich möchte, dass du ...« Seine Stimme versagte. Er schluckte und atmete laut durch den Mund. »... dass du das vollendest, was ich mein Leben lang vor mir hergeschoben habe.«

Jacobina zog laut die Nase hoch und schob das nasse Taschentuch wieder in ihre Jeans.

»Bitte«, röchelte Lica. Seine Hand suchte die Decke nach der ihren ab.

Sie streckte ihren Arm aus. Lica griff ihre Finger und drückte sie. Das innigste Zeichen von Zuneigung eines gebrochenen Mannes. Eines Mannes, der jahrelang seinen Schmerz mit Scham und Selbstbeherrschung unterdrückt hatte. Dessen Wunden zu tief waren, um jemals zu heilen.

Er tat Jacobina leid. Plötzlich empfand sie so etwas wie Zärtlichkeit für ihren Vater. Ein ungewohntes Gefühl. Sie wollte ihm über den Kopf streichen, doch sie traute sich nicht.

»Bitte«, sagte er mit kratziger Stimme und rang nach Luft.

»Ich verspreche es«, hauchte Jacobina. Was hätte sie auch sonst sagen sollen?

Lica schluckte hart. Mit einem Mal verstummten die geschäftigen Schritte auf dem Gang. Jacobina horchte in die Stille.

»Kannst du den Vorhang auf machen?«, bat Lica. »Ich möchte noch einmal den Schnee sehen.«

Sie stand auf, zog die Vorhänge auseinander und setzte sich wieder an seine Seite.

Er wandte den Kopf zum Fenster. Jacobina sah, wie die Flocken im Licht der Straßenbeleuchtung auseinanderstoben. Sie war für diesen Winter nicht richtig angezogen. In der Hektik des Aufbruchs hatte sie ihre Handschuhe zu Hause vergessen und nach der falschen Jacke gegriffen. Sie war froh, dass es nur ein paar Schritte bis zur Pension waren.

»Ich werde jetzt noch ein wenig schlafen«, sagte er, und in seiner Stimme schwang etwas von der Entschiedenheit mit, die Jacobina noch aus der Zeit kannte, als sie ein Kind gewesen war. »Du solltest das auch tun.«

»Ich bleibe hier, bis du eingeschlafen bist.«

»Nein, geh nur. Ich schaue den Flocken zu. Das beruhigt.«

Mit großer Mühe drehte er sich auf die Seite, um besser aus dem Fenster sehen zu können. Jacobina stand auf und sah unschlüssig auf die starre Silhouette seines Rückens. Aber er sagte nichts mehr.

Er wollte alleine sein, dachte sie und nahm ihre Jacke. »Gut. Dann gehe ich. Ich komme morgen früh wieder«, Jacobina schlang sich ihr Tuch um den Hals, »und bringe dir etwas zum Frühstück mit.« Der Gedanke an Baguette und heißen Kaffee tat gut.

Sie trat leise zur Tür, zog sie geräuschlos hinter sich zu und ging den Gang hinunter in Richtung Fahrstuhl. Ihre Schritte hallten zwischen den engen Wänden wider. Als sie

am Schwesternzimmer vorbeikam, blieb sie stehen und schaute durch die halb geöffnete Tür. Eine junge Frau, die langen Haare zu einem Zopf geflochten, saß am Schreibtisch und verteilte Tabletten auf Plastikdöschen. Neben ihr standen ein großer Becher mit Kaffee und eine offene Keksdose. Jacobina merkte plötzlich, dass sie hungrig war. Sie klopfte kurz an die Tür und nickte der Schwester zu. »Ich gehe jetzt. Sie wissen, wo Sie mich erreichen können?«

»Um welchen Patienten handelt es sich?«, fragte die Schwester leicht irritiert und nahm einen Schluck Kaffee. *I love Canada* stand in großen Buchstaben auf ihrer Tasse. Jacobina hatte die Frau vorher noch nie gesehen.

»Vierundfünfzig. Grunberg.«

Ohne die Tasse abzusetzen, schaute die Schwester auf die Pinnwand über dem Schreibtisch. »Sie sind in der *Auberge*. Geht klar«, murmelte sie und nahm einen weiteren Schluck.

»Bitte rufen Sie mich sofort an, wenn etwas sein sollte«, sagte Jacobina, beruhigt, dass die Schwestern offenbar gut organisiert waren. »Ich komme dann gleich.«

Die Schwester nickte und wandte sich wieder den Tabletten zu.

Vielleicht sollte sie doch noch nicht gehen, überlegte Jacobina plötzlich, drehte sich um und lief wieder zurück. Die Rothaarige trat aus einem der Zimmer. Als sie Jacobina sah, murmelte sie etwas und deutete mit dem Finger auf ihre Armbanduhr.

War ihr doch egal, ob die Besuchszeit jetzt zu Ende war, dachte Jacobina und ging mit erhobenem Kinn an ihr vorbei. Vor Licas Tür hielt sie inne und sah sich nach beiden Seiten um. Sie hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Aber die Rothaarige war bereits verschwunden.

Jacobina legte die Hand auf die Klinke. Er wollte schlafen, hatte er gesagt. Morgen war noch genug Zeit zum Reden. Sie würde ihm frisches Baguette und Kaffee bringen, den Kaffee mit viel Milch, so, wie er ihn früher am liebsten getrunken hatte. Sie würden zum ersten Mal seit Mutters Tod ohne Streit miteinander frühstücken. Sie würde ihn nach Judith fragen, ihm vielleicht auch von sich erzählen. Ein neuer Anfang. So kurz vor dem Ende. Sie ließ die Klinke los, drehte sich um und ging zum Fahrstuhl.

Jacobina knipste das Licht an. Im Hotelzimmer war es eisig, jemand musste die Heizung ausgestellt haben. Und das im tiefsten Winter! Die Kälte machte den Raum noch unbehaglicher, als er ohnehin schon war. Eine Wasserleitung rauschte. Das Zimmermädchen hatte die braune Tagesdecke auf dem Bett ausgebreitet und zwei